

stellung des deutschen „Turkestan-Diskurses“ in Kaiserreich und Weimarer Republik.

Drei Begriffe dienen Torma dabei als analytische Leitkategorien: Raum, Zeit und Kolonialismus. Dass Expeditionen Räume verknüpfen bzw. bestimmte Räume erst konstituieren und auf Landkarten fixieren, scheint eine Selbstverständlichkeit. Im Falle von Turkestan handelt es sich nicht nur um eine räumliche, sondern zugleich um eine Verknüpfung verschiedener Zeitebenen. So betont die Autorin die historische Situierung der „weißen Flecken“ als imaginäre Ursprungsräume: Turkestan erschien als zerrissener Raum zwischen kolonialer Gegenwart und mythischem Ursprung. Aufgrund ihrer scheinbaren Unzugänglichkeit hatte die Region schon im 19. Jahrhundert als Projektionsfläche geografischer, anthropologischer und historisch-archäologischer Fantasien fungiert. So identifizierte man die Weiten Innerasiens als „Urheimat“ diverser „Völkerfamilien“ oder „Rassen“ wie der „Arier“ und der „Turanier“ (mit diesem Begriff versuchten Sprachwissenschaftler des 19. und frühen 20. Jahrhunderts verschiedene zentralasiatische Sprachen in einer Kategorie zu fassen). In diesem Sinne stellte jede Expedition eine Art Zeitreise an den mythischen Ursprung dar, und die Archäologie avancierte zur Schlüsseldisziplin der Turkestan-Forschung.

In diesem Zusammenhang betont die Autorin vor allem die aus der Archäologiegeschichte bekannten konzeptionellen Überschneidungen mit der Geologie: Was für den Geologen die Gesteinsschichten, das waren für den Archäologen die sedimentierten und verborgenen Zeitschichten der Menschheit. Torma hebt die sich durchsetzende Erkenntnis historischer Heterogenität und Diskontinuität hervor: So habe sich durch die Turfan-Expedition die Vorstellung von Turkestan als „Vermittlungsraum“ etabliert, in dem sich immer schon verschiedene Völker überlagerten und in unterschiedlichen Schichten sedimentiert hätten. Auf diese Weise sei die ältere Vorstellung von Turan als reinem Ursprungsraum

allmählich durch den Topos von Turkestan als paradigmatischem „Schmelztiegel“ ersetzt worden. Hier allerdings wird die Rolle der Turfan-Expeditionen mitunter überschätzt, hatte sich der Wechsel von der Fixierung auf vermeintlich reine Ursprünge hin zur Vorstellung immer schon heterogener „Völkerkessel“ doch bereits einige Jahre zuvor in der archäologischen Rezeption der Migrationstheorie des Leipziger Völkerkundlers und Geografen Friedrich Ratzel vollzogen.

Ist Tormas Untersuchung der Turfan-Expedition mithin auf die Verschränkung von Raum und Zeit fokussiert, behandeln die folgenden Abschnitte (kolonial-)politische und wirtschaftliche Aspekte des Turkestan-Diskurses. So werden die Versuche des Auswärtigen Amtes während des Ersten Weltkrieges geschildert, in der Region antikoloniale Aufstände gegen Russland zu entfachen und sich dabei der panturanischen Ideologie zu bedienen. Bemerkenswert erscheint zudem die Rolle Turkestans als Projektionsfläche ökonomischer Fantasien. Diese Abschnitte leiten schließlich zum zweiten Fallbeispiel der Studie über: der deutsch-sowjetischen Alai-Pamir-Expedition von 1928. Diese fand in einem gänzlich veränderten geopolitischen Kontext statt und konnte – zumindest von deutscher Seite aus – nicht mehr nach dem Muster kolonialer Forschungsreisen durchgeführt und dargestellt werden. Anders als das aus dem 19. Jahrhundert tradierte Selbstbild der Forschungsreisenden als heroischen männlichen Entdeckern und entgegen der Inszenierung der Expeditionen als Abenteuer zeigt die Autorin, wie vor allem der Expeditionsleiter Willi Rickmers diese Narrative reflektiert und mit ihnen bricht: An die Stelle der Abenteuererzählung als Repräsentationsform tritt schließlich der sachliche Forschungsbericht; in diesem aber wird der Platz des Helden vom nüchternen Experten eingenommen. Die dichte Beschreibung überzeugt dabei ebenso wie die Deutung der Expedition als „postkoloniales Experiment“.

In einem interessanten abschließenden Kapitel versucht die Autorin schließlich, die Turkestan-Expeditionen vor dem Hintergrund der Brüche und Kontinuitäten der deutschen Geschichte in einen größeren Kontext zu stellen. Gerade aufgrund der geschilderten Transformationen in Richtung eines postheroischen und postkolonialen Zeitalters erscheint die Alai-Pamir-Expedition dabei als „Möglichkeitsraum mit offenem Zukunftshorizont“, mithin also als Alternative zur nationalsozialistischen Zeit, deren Strategien gegenüber Zentralasien wieder auf ältere kolonialpolitische Überlegungen zurückgriffen und diese radikalisierten.

Nicht zuletzt aufgrund dieser Diskussionen zentraler Fragen der Kultur- und Politikgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts und der behutsamen Einbettung aktueller theoretischer Debatten in diesen Zusammenhang erweist sich die Lektüre der Studie keinesfalls nur für Experten auf dem Gebiet der Geschichte der Asienforschung als äußerst lohnenswert.

Felix Wiedemann

JOHANNA HAARER/GERTRUD HAARER: *Die deutsche Mutter und ihr letztes Kind. Die Autobiografien der erfolgreichsten NS-Erziehungsexpertin und ihrer jüngsten Tochter.* Hrsg. u. eingel. v. Rose Ahlheim. Offizin-Verlag, Hannover 2012, 417 S.

Der Buchtitel verweist auf einen Ratgeber aus dem Jahr 1934: „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“.¹ Er wurde einige Dutzend Mal aufgelegt. Fast jede Frau, die im Dritten Reich ein Kind gebar, dürfte es besessen haben. Die erste Fassung des Buches wurde nach Kriegsende von einschlägigem Gedankengut gesäubert, ein allgemeines Bedürfnis nach den Ratschlägen der Ärztin *Johanna Haarer* blieb jedoch bestehen.

Eine begabte Autorin bearbeitet ein noch unbeackertes Feld im Dritten Reich – das

Terrain der Frau und Mutter. Die bis dahin unpolitische, heimelige Kinderstube ist es, die gezielt ins Auge gefasst wird. Die frühe Mutter-Kind-Beziehung wird in ihrer basalen Bedeutung erkannt und mit (politischer) Bedeutung aufgeladen. Das passt in die Aufbruchstimmung der „Machtergreifung“. Haarer gibt eine Anleitung zur richtigen „Aufzucht“: Was als gut oder böse, als krank oder gesund zu gelten hatte, wird festgeschrieben, deutliche rassistische Formulierungen, die auf die aktuellen politischen Zusammenhänge hätten hinweisen können, werden geschickt vermieden. Stattdessen wird Hoffnung vermittelt – auf Zukunft, auf Zugehörigkeit und Geborgenheit in einem großen Volksganzen. Leicht wird es den Müttern jedoch nicht gemacht. Es gilt tagtäglich Kämpfe zu bestehen. Das kleine Kind, schon der Säugling, verkörpert den natürlichen Gegner, aus dem – bliebe er unerzogen – in schrecklicher Logik ein Tyrann hervorginge. Den heißt es beizeiten in den Griff zu kriegen, ihm nichts durchgehen zu lassen. Dann würde aus ihm ein tapferer deutscher Soldat werden, dem Staat und seinem Führer in absoluter Treue und Gehorsam ergeben.

Das Wirken der Ärztin Johanna Haarer wurde bereits eingehend erforscht. Ihre fatale Wirkung auf die deutschen Mütter und ihre Kinder sowie auf die „nicht-deutschen“ Kinder in den historischen und aktuellen Zusammenhängen hat Ute Benz untersucht. In ihrem Buch „Frauen im Nationalsozialismus“² stellt sie Haarer in eine Reihe mit prominenten NS-Frauen, die vernetzt und flächendeckend die „Frauenfrage“ im Sinne der herrschenden Ideologie beantworteten. Beantwortet wird diese Ideologie in ihren Folgen auch von weniger prominenten Zeitgenossinnen, deren Lebenszeugnisse Ahnung von der grauenhaften „Kehrseite der Medaille“ vermitteln.

- 1 Johanna Haarer, *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*, München/Berlin 1934.
- 2 Ute Benz, *Frauen im Nationalsozialismus. Dokumente und Zeugnisse*, München 1993.

Jetzt ist noch einmal ein Buch der 1988 verstorbenen Johanna Haarer erschienen, in dem auch Gertrud, ihr fünftes Kind, zu Wort kommt. Die Erinnerungen der Mutter umfassen die Zeit von 1900 bis 1933 sowie die ihrer Inhaftierung vom Mai 1945 bis September 1946; die Aufzeichnungen Gertruds schließen sich an.

Im Vorwort holt *Rose Ahlheim*, Psychoanalytikerin, weit aus und schildert, dass Haarer bis zu ihrem Tod nie von ihrer Haltung als überzeugte NS-Anhängerin abgewichen sei. Das „Schweigen“, auf das die „Täter-Kinder“ bei ihren Nachfragen stoßen, sowie ein „unverhohlenen Weitergeben des Totalitären in einem harten, autoritären Erziehungsstil“ (S. 43), die daraus resultierenden „Denkverbote“ (S. 47) werden ausführlich erörtert. Auch sei Haarer nie in einen „Dialog“ mit ihrer letzten Tochter getreten, der nur die Auseinandersetzung mit ihrer „inneren Mutter“ (S. 48) geblieben sei.

Aber wollen wir die umfangreichen Aufzeichnungen der 80-jährigen Johanna Haarer denn noch lesen? Bald wird klar, dass es mühselig werden wird: Haarer schreibt so, dass nicht das Geringste von dem durchklingt, was die frühen Texte so wirkungsvoll machte. Ihre Lebenszeugnisse wirken „clean“. Es ist der Ton ihrer immer wieder überarbeiteten Erziehungsratgeber, in dem sie spricht, ihr „Ton“ nach 1945. Ihre Erinnerungen lässt sie im Jahr 1933 enden.

Wir lesen von ihrer böhmischen Kindheit. Die Familie hat es schwer; die Mutter ist für alles zuständig. Der Vater trinkt, muss oft von der Tochter „gerettet“ werden. Er hat einen Buckel und ist kleinwüchsig. Durch den Ehrgeiz, Deutscher zu sein, deutsch zu sprechen, zu den besseren Kreisen zu gehören, schafft

er sich eine Möglichkeit, Minderes auszugleichen. Ein massiver Antisemitismus hilft dabei. Deutsche Internatsschulen für die Tochter stellen eine erste Stufe auf deren Karriereleiter dar. Die erste Schule erweist sich als Reinfall, „Hanni“ wird unverzüglich abgemeldet, da die Mitschüler aus jüdischen Familien stammen. Eine zweite Schule prägt – ein spartanisches Landerziehungsheim unter Hermann Lietz, einem deutschnational gesinnten Pädagogen. Hier werden keine Juden aufgenommen, denn sie würden früher „reif“ als die deutschen Kinder. „Juden kamen bei uns nicht vor“ (S. 95).

Es geht weiter nach oben und unbeirrt vorwärts. Die Noten sind hervorragend, das Geld ist knapp, die Medizin wird zum Lebensthema. Die Professoren, oft Adelige, werden als „Götter in Weiß“ gezeichnet. Die „kleine“ (1,78 cm große) Studentin beißt sich durch, schafft alles. Obwohl „Frau und weiblich“, wird ihr nichts geschenkt. Sie erlebt die Liebe: zuerst „Harry“, aus großbürgerlichem Haus, aber nicht ganz passend, dann Hellmut, der geniale Forscher und Erfinder, den sie heiratet und der bei den IG Farben Karriere macht; er ist chronisch untreu, eheuntauglich, Johanna lässt sich scheiden. Schließlich der ernste, zuverlässige Haarer, ein Kollege. Sein Bildnis in Öl, auch das von Hitler, hängt im Wohnzimmer. Hitlers Bild wird beim Einzug der Amerikaner verbrannt.

Gertrud Haarer, das fünfte und letzte Kind (von den vier übrigen erfährt man nichts) erzählt nun ihre Geschichte. Sie erlebt die Rückkehr der Mutter aus der Haft, verfügt aber kaum über frühe Erinnerungen. Der Vater, Otto Haarer, hatte sich 1945 das Leben genommen, die Mutter, rasch entnazifiziert und als Ärztin tüchtig, muss jetzt die Familie durchbringen. Es gibt lange Arbeitstage, aber abends doch ein Stündchen für „Trudchen“. Gertrud fühlt sich nicht abgeschoben. Für Vergnügungen, Schwimmen, Fasching (die Mutter als Zigeunerin) wird gesorgt. Freundschaften sind möglich, es wird nicht „gesiebt“. Nur die Schule! Gertrud hat es schwer, sie ist eine schlechte Schülerin. Das wird mit dem Begriff „Denk-

3 Nach: Sigrid Chamberlain, Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind, Gießen 1997, S. 387.

4 Ute Benz, Deutsche Superfrau. „Die Mutter und ihr erstes Kind“, in: Süddeutsche Zeitung vom 1. 5. 1989.

hemmung“ belegt. Jenseits der Schule geht es Gertrud besser. Zuletzt wird sie die Pflege der alkoholkranken Mutter übernehmen, deren Sterben begleiten, das Erbe antreten. Das besteht nicht nur aus Haus und Vermögen, sondern aus den „einschlägigen“ Büchern, deren Manuskripte die Mutter verschützt durch lange Begleitung in Therapien und Freundschaften, scheint Gertrud Haarer gerüstet zur lebenslangen Auseinandersetzung mit der „inneren Mutter“. Sie weiß sich zu verwahren, indem sie sich nicht auf ein „bindungsgestörtes“ NS-Opfer³ festlegen lässt, sondern indem sie sich Texte zumutet,⁴ die in ihr Entsetzen und immer neue Fragen auslösen. Denn, so Gertrud Haarer: „Das Leben in unserem Haus war keine Spazierfahrt“ (S. 286).

Sibylle von Eicke

RONALD D. GERSTE: *Roosevelt und Hitler. Todfeindschaft und totaler Krieg*. Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn u. a. 2011, 312 S.

„In Europa mehr als in den USA negieren universitäre Historiker gern die Rolle des Individuums in der Geschichte. [...] Den Verlauf des Zweiten Weltkrieges indes zu erklären, ohne die Biographien Hitlers und Roosevelts, Churchills und Stalins als einflussreiche Faktoren sui generis zu berücksichtigen, dürfte kaum möglich sein“, begründet *Ronald D. Gerste* sein Anliegen (S. 11). Zweifellos ist das richtig, aber es gilt auch, dass die Herrschaft des Nationalsozialismus (und Ähnliches trifft auch auf Roosevelt und den New Deal zu) nicht auf das Wirken des charismatischen Führers im Weberschen Sinne reduziert werden kann, dass sie vielmehr in entscheidendem Maße des (Mit)Wirkens der NS-Funktionseleiten bedurfte. Zu Recht konzentrierten sich daher die Nürnberger (und andere) Prozesse nicht nur auf die Hauptkriegsverbrecher, sondern auch auf Angehörige dieser Funktionseleiten. Dies

aber bleibt beim Herangehen von *Ronald D. Gerste* weitgehend im Dunkeln. Mit Blick auf den Titel drängt sich außerdem die Frage auf: Todfeindschaft und totaler Krieg waren zweifellos kennzeichnend für das Verhältnis zwischen den USA bzw. der Anti-Hitler-Koalition und NS-Deutschland wie den Achsenmächten insgesamt und damit auch für die Konfliktbeziehungen zwischen den Kriegführenden auf beiden Seiten. Für die Zeit vor dem Krieg, die die Hälfte des Bandes einnimmt, galt das jedoch nicht, und es ist auch kein enges Beziehungsgeflecht zwischen Roosevelt und Hitler auszumachen.

Mit einem konzeptionell anderen thematischen Ansatz verfolgt Gerste Parallelen zwischen Roosevelt und Hitler, die zum Teil frappierend sind, so vor allem natürlich der fast gleichzeitige Beginn der Karriere des 32. US-Präsidenten Roosevelt und des Reichskanzlers Hitler Anfang 1933 und dann das ebenso fast gleichzeitige Ende von Karriere und Leben im April 1945. Doch da waltete Zufall und keine geheimnisvolle Fügung. Roosevelt und Hitler waren zweifellos Persönlichkeiten mit Massenwirksamkeit, und sie verstanden es, das neue Medium Radio konsequent zu nutzen. Beide standen vor vergleichbaren Sofortaufgaben, nämlich der Bekämpfung von katastrophaler Wirtschaftskrise und enorm hoher Arbeitslosigkeit, was mit unterschiedlicher Weg-Ziel-Perspektive doch auch auf vergleichbare Art und Weise geschah. Nicht zufällig lobte daher der *Völkische Beobachter* wiederholt die Umsetzung des Roosevelt'schen New Deal. Gerste sieht zwischen „New Deal und Volksgemeinschaft“ „vergleichbare Anfänge“ bei unterschiedlichen Wegen (S. 43 ff.).

Doch waren es nicht vielmehr unterschiedliche Inhalte (linksliberal-demokratisch einerseits, rechtsradikal-terroristisch andererseits), verbunden mit ganz unterschiedlichen Zielen? Zugleich ist zu beachten, dass in dem zunächst stark isolationistischen New Deal Amerika, eindeutig fokussiert auf die Innenpolitik mit innovativen Ansätzen eines ame-